

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/1 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.2.63629

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

holische Getränke (Wein allein 12,3%) ausgegeben. Als weiteres wichtiges Ergebnis ist festzuhalten, daß die Masse der in Paris verzehrten Lebensmittel aus der Umgebung, das heißt aus der Ile-de-France sowie den sie umgürtenden Provinzen (Brie-)Champagne, Orléanais und Normandie stammten. Ist dies nicht sonderlich überraschend, verwundert doch die Ausnahmestellung der Normandie, die nicht nur fast den gesamten Fisch, sondern im Beispieljahr 1736/37 auch 57 Prozent der in Paris geschlachteten Rinder (Tabelle S. 135) lieferte und darüber hinaus bei vielen weiteren Produkten (Butter!) einen einsamen Spitzenplatz behauptete. Angesichts seiner in der Gegenwart ökonomisch wie demographisch prekären Situation mag auch die Bedeutung des von Paris doch relativ weit entfernten Limousin, vor allem als Fleischlieferant (1736/37 2. Rang bei Rindern mit ca. 15%), Erstaunen hervorrufen – schon gar wenn man die mageren Zahlen etwa des Berry oder des Charolais damit vergleicht.

Beruhend die vorstehenden Angaben auf möglichst exakter Quantifizierung, sind die Schaubilder (S. 799, 800 u. 803) problematisch, weil sie ohne jede Datenbasis nur einfach die Herkunft von Nahrungsmitteln nach Provinzen veranschaulichen, wobei eine einmalige Erwähnung in den Quellen bereits genügt. Damit soll die Realität eines »nationalen Marktes« bei der Versorgung von Paris behauptet werden, der – folgt man den im *Annexe II* (S. 863ff.) für die 1780er Jahre genannten Daten – so aber nicht existierte. Das Elsaß zum Beispiel lieferte nach Paris nur ein Quentchen Wein und sonst nichts, was nicht nur auf die Entfernung zurückzuführen sein dürfte, sondern auch auf die Tatsache, daß die Region am Oberrhein als *province à l'instar de l'étranger effectif* Zollausland gewesen ist. Ähnliches dürfte auch für Navarra und das Roussillon gelten, die gleichfalls auf dem Pariser Markt nur minimale Margen (ebenfalls beim Wein) erreichten. Aber auch weite Teile des Südens und vor allem des Südwestens – des okzitanischen Kernlands – trugen zur Versorgung der Pariser Bevölkerung in so geringem Maße bei, daß von einem »nationalen Markt« wohl doch noch nicht gesprochen werden darf.

Trotz dieses kleinen Einwands und leichten Zweifeln, die sich bei manchem Schaubild bezüglich der Datenbasis und auch deswegen einstellen mögen, weil es ein Zuviel an Sicherheit suggeriert, bleibt es dabei: Reynald Abad hat ein großes Buch mit wichtigen Ergebnissen vorgelegt; er hat eine imponierende Forschungsleistung diesseits aller modischen »Diskurs«attitüden erbracht, die gewiß auch mit großen Entbehrungen verbunden gewesen ist. Dafür gebührt ihm Dank und uneingeschränkte Anerkennung.

Klaus-Jürgen MATZ, Mannheim

Elizabeth RAPLEY, *A Social History of the Cloister. Daily Life in the Teaching Monasteries of the Old Regime*, Montréal (McGill Queen's U.P.) 2001, VIII, 378 S. (McGill-Queen's Studies in the History of Religion).

Die Geschichte religiöser Frauengemeinschaften im frühneuzeitlichen Europa wurde bis in jüngste Zeit vor allem als Geschichte einzelner Niederlassungen geschrieben. Diesen häufig von Ordensangehörigen verfaßten Darstellungen fehlt in der Regel ein über bloßen Positivismus hinausgehender Fragehorizont. In weiterreichenden sozial- und kirchengeschichtlichen Untersuchungen dagegen sind religiöse Frauengemeinschaften zumeist eher Zaungäste und werden als ein mehr oder weniger homogener Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft und Kirche nur am Rande mit abgehandelt. Mit Elizabeth Rapleys sorgfältig recherchiertem und zu großen Teilen auf archivalischen Quellen basierendem Buch erfolgt nun eine Integration der Mikroebene einzelner Klosterschichten und der übergreifenden gesamtgesellschaftlichen Perspektive zu einer umfassenden Sozialgeschichte des klösterlichen Alltags am Beispiel der weiblichen Lehrorden – Ursulinen, *Congrégation de Notre-Dame* und *Filles de Notre-Dame* – im Frankreich des Ancien Régime.

Die Niederlassungen dieser Gemeinschaften waren keine vollständig von der Gesellschaft isolierten Mikrokosmen. Trotz Ordensregel und Klausur waren sie – nicht zuletzt durch die Unterhaltung kostenloser Elementarschulen für Mädchen – stets eingebunden in die gesellschaftlichen Strukturen und personellen Beziehungsnetze ihrer Umgebung und ihrer Zeit. Rapleys Untersuchung setzt hier an und beschreibt im ersten Teil die politischen, sozio-ökonomischen und religiösen Verhältnisse im frühneuzeitlichen Frankreich in ihrer Wirkung auf Entstehung und Entwicklung der neuen Orden und die Verankerung der Gemeinschaften in der französischen Gesellschaft. In dieser waren die religiösen Frauengemeinschaften zwar nicht isoliert; sie bildeten jedoch eine ganz eigene Lebensform aus, die den Alltag der Nonnen grundlegend von dem anderer Frauen der Zeit unterschied. In dem als ›Anatomie des Klosters‹ bezeichneten zweiten Teil des Buches untersucht Rapley diesen Alltag und beschäftigt sich mit denjenigen Elementen des Klosterlebens, die den Lebens- und Tageslauf der Nonnen wesentlich bestimmten: Klausur und Gemeinschaft, Gelübde, Ordensnachwuchs, Noviziat, Laienschwestern, Tod und Sterben sowie Schule und Pensionat.

Das von Rapley entworfene Bild des frühneuzeitlichen Klosterlebens ist überaus facettenreich und geht nicht nur im ausgebreiteten Quellen- und Datenmaterial (man beachte die exzellente Aufbereitung der demographischen Daten im Anhang), sondern auch in den Fragestellungen, Verknüpfungen und Interpretationen weit über die bisherige Forschung hinaus. Gleichwohl ergeben sich bei kritischer Lektüre verschiedene Probleme, die zum einen aus der spezifischen Quellenüberlieferung zur Geschichte frühneuzeitlicher (Frauen-) Orden resultieren. Zum anderen bedingt der von Rapley gewählte Zugriff notwendigerweise Verallgemeinerungen, die regionale und zeitliche Unterschiede verwischen.

Die wesentlichen Quellen zur Geschichte der frühneuzeitlichen Frauenorden stammen einerseits aus der Überlieferung der Klöster selbst. Andererseits haben sich Hinweise auf die Gemeinschaften in den jeweiligen städtischen, landesherrlichen oder Diözesanarchiven erhalten. Sieht man einmal von den teilweise fast lückenlos überlieferten Akten zur Grundstücks- und Vermögensverwaltung ab, die langfristige Beobachtungen zur wirtschaftlichen Entwicklung und – wie Rapley eindrücklich zeigt – zu den Schwierigkeiten der Existenzsicherung der Frauen ermöglichen, liefern die Quellen kaum Informationen zum Alltag und zur Normalität des Klosterlebens. Vielmehr begegnen wir zwei Extremen: Die in der Überlieferung der Klöster zu findenden chronikalischen Aufzeichnungen, aber auch die über biographische Daten hinausgehenden Bemerkungen in Einkleidungs-, Profes- und Sterbebüchern berichten vor allem vom heiligmäßigen Leben einzelner Mitglieder und der unter göttlicher Vorsehung sich vollziehenden Entwicklung des Klosters. In obrigkeitliche Akten gelangten die Gemeinschaften dagegen nur, wenn sie negativ auffielen, das heißt, wenn die Klöster und ihre Mitglieder den engen Rahmen der Regeln überschritten und dadurch in Konflikt untereinander oder mit der Außenwelt gerieten. In der Überlieferung stehen sich also die vorbildliche Religiöse und die Hexe – man denke an die besessenen Ursulinen von Loudon – unvermittelt gegenüber. Ordensregeln, die minutiös den Tages- und Lebenslauf der Nonnen, Laienschwestern, Novizinnen, Pensionärinnen und Schülerinnen festlegen, liefern ein drittes, gleichwohl trügerisches Bild des Klosterlebens, da der Vergleich des normativen Ideals mit der gelebten Wirklichkeit nicht immer möglich ist.

Die geschilderte Quellenproblematik zeigt sich auch in Rapleys Versuch einer Sozialgeschichte des klösterlichen Alltags: Umfängliches Material steht ihr in Teil I für die Schilderung der ökonomischen Grundlagen des Klosterlebens, der Abhängigkeit der Klöster von den wirtschaftlichen und religiös-frömmigkeitlichen Konjunkturen sowie vor allem des Niedergangs und der Aufhebung der Gemeinschaften zur Verfügung (Kap. 2, 5, 6). Neben dieser Geschichte der wirtschaftlichen Misere und des Verfalls der Klöster, die in ähnlicher Weise auch für andere Orden des Ancien Régime geschrieben werden könnte, berichtet Rapley von vielfältigen Konflikten mit kirchlichen und weltlichen Autoritäten, die sich in

den frühen Jahren insbesondere aus der Ablehnung der Klausur, in späterer Zeit dann im Zusammenhang mit der Unterdrückung des Jansenismus ergaben (Kap. 3, 4). Obwohl oder vielleicht gerade weil diese Konflikte nicht der Normalität des Klosterlebens entsprachen und dementsprechend eher ein Negativ des Alltags als ein tiefenscharfes Abbild desselben darstellen, ermöglichen sie interessante Einblicke in das Denken und die Mentalität der Frauen. Gerade diese weltanschaulichen bzw. theologischen Konflikte wie auch die gelegentliche Renitenz der Klostersgemeinschaften während der Französischen Revolution brechen das Stereotyp der sanften, fragilen und von männlichen Klerikern vollständig abhängigen Ordensfrau, das sich sowohl in zeitgenössischen Beurteilungen als auch in der Historiographie findet: »The nuns themselves retained memories of a different sort, of resilient no-nonsense women who faced danger and disruption with an obstinate and often outspoken courage« (S. 108).

Auch im zweiten Teil des Buches ergibt sich aus der spezifischen Quellenlage ein bestimmter Blick auf den Alltag. Wohlweislich verweist Rapley wiederholt auf die Exzeptionalität der geschilderten Fälle, die jeweils nur eine Minderheit repräsentierten. Gradmesser für die Unterscheidung von normalem und nichtalltäglichem Alltag sind hier die Ordensregeln der einzelnen Gemeinschaften – unabhängig davon, ob die Autorin Beispiele aus deren Frühzeit oder aus dem 18. Jh. behandelt. Häufiger verweist sie dementsprechend auf die Durchdachtheit der Regeln und – mit leichtem Bedauern – auf die Unfähigkeit der Nonnen, diese einzuhalten: »The framers of the rules had done everything in their power to ensure stability and fairness. If communities ran into difficulties, it was not for lack of a blueprint« (S. 125). Und: »As in so many other instances, the framers did everything they could to create a smooth-running community. But in the final analysis, they could not guarantee the entry of women with talents necessary for success« (S. 126). Dieser Glaube an den ursprünglichen ›Bauplan‹ mutet etwas naiv an, unterstellt er doch die Möglichkeit, ein regelkonformes Leben wäre – bei entsprechender Anstrengung – auch 100 oder selbst 200 Jahre nach Gründung der Gemeinschaften realisierbar gewesen, ohne den Zeitumständen entsprechende Änderungen am ›Grundgesetz‹ vorzunehmen. Allerdings entspricht diese gelegentliche Glorifizierung der Ordensregeln den von Rapley vorgetragenen Analysen nur teilweise. Denn zumeist wägt die Autorin die Ansprüche der Ordensgründer sorgsam gegen die Wirklichkeit ab, zeigt Abweichungen auf und deutet diese im entsprechenden sozialhistorischen Rahmen.

Rapley behandelt auf etwa 350 Seiten den Alltag von über 90 000 Ordensfrauen, die im Laufe von etwa 200 Jahren in den fast 500 über ganz Frankreich verstreuten Klöstern der drei Lehrorden lebten. Dies zwingt freilich zu Verallgemeinerungen. Aber auch im Hinblick auf die Orden selbst sowie zeitliche Veränderungen und regionale Unterschiede erfordert Rapleys Überblick ein Zurücktreten von Differenzierungen. Die Orden werden dementsprechend als mehr oder weniger gleichartig behandelt, Quellenbeispiele werden je nach Überlieferung und Thema mal von diesem mal von jenem herangezogen. In Anbetracht der tatsächlich vorhandenen Ähnlichkeiten erscheint dies als durchaus legitim. Schwerer wiegt hingegen die Nivellierung von regionalen Unterschieden, die nur durch sporadische Hinweise auf verschiedenartige Verhältnisse in Nord- und Südfrankreich bzw. in Hauptstadt- und Provinzniederlassungen angesprochen werden. Auch in zeitlicher Hinsicht analysiert Rapley ihren Gegenstand – insbesondere in der ›Anatomie des Klosters‹ – mitunter nicht präzise genug, so daß bestimmte Elemente des Klosterlebens fast statisch und geschichtsresistent wirken.

Eine Fehleinschätzung ergibt sich so etwa in der wichtigen Frage nach der Akzeptanz der Lehrorden in der Bevölkerung: Rapley nimmt an, daß die Lehrorden niemals wirklich von den Menschen akzeptiert wurden, auch wenn diese ihre Schulen bereitwillig nutzten: »Although they taught without charge [...] they seem never to have gained the hearts of the people« (S. 93). Wirkliche Belege für diese Position kann sie allerdings nicht anführen. Viel-

mehr projiziert sie antimonastische Propaganda und Ausschreitungen gegenüber einzelnen Klöstern im späten 18. Jh. auf den gesamten Zeitraum der Existenz weiblicher Lehrorden und die Gesamtheit ihrer Niederlassungen, um die »fragility of their relationship with the people« (S. 105) aufzuzeigen. Daß Ausfälle gegenüber Klöstern in Revolutionszeiten wirklich eindeutige Rückschlüsse auf das generelle Verhältnis von lokaler Bevölkerung und Ordensfrauen zulassen, ist zu bezweifeln. Angesichts der raschen Ausbreitung der weiblichen Lehrorden im 17. Jh. und der hohen Schülerinnenzahlen in ihren Schulen kann von einer breiten Akzeptanz sowohl der Orden als auch ihres Lehrangebots bis weit ins 18. Jh. ausgegangen werden. Zu fragen wäre allerdings, warum sich das Modell Klosterschule an einem bestimmten Punkt überholt hatte und neben dessen Notwendigkeit auch die Akzeptanz seiner Träger in der Gesellschaft verlorenging.

Trotz der benannten Probleme bietet Rapley einen zuverlässigen Überblick über die Sozialgeschichte des weiblichen Klosterlebens im frühneuzeitlichen Frankreich. Hierbei wirft sie essentielle Fragen auf und entwickelt grundlegende Interpretationen, die neue Perspektiven eröffnen und weitere Forschungen anregen.

Andreas RUTZ, Bonn

La Diaspora des Huguenots. Les réfugiés protestants de France et leur dispersion dans le monde (XVI^e-XVIII^e siècles). Textes réunis par Eckart BIRNSTIEL avec la collaboration de Chrystel BERNAT, Préface de Philippe JOUTARD, Conclusion de Chantal BORDES-BENAYOUN, Paris (Champion) 2001, 208 p. (La vie des Huguenots, 17).

Après les nombreuses études parues à l'occasion ou à la suite du tricentenaire de la révocation de l'Edit de Nantes, les travaux consacrés aux divers refuges huguenots s'étaient faits plus rares si l'on excepte ceux de Katharina Middel sur Leipzig et la remarquable thèse de Viviane Rosen-Prest sur l'historiographie huguenote (Erman-Reclam). La publication des Actes du colloque »Le Refuge huguenot. L'émigration des protestants de France et leur accueil dans les pays européens aux 16^e, 17^e et 18^e« (Castres, Musée du Protestantisme en Haut-Languedoc, Ferrières/Tarn) vient donc à point nommé pour faire des bilans après la moisson de 1985 et des années suivantes pour tirer quelques conclusions et poser quelques jalons. Pour l'Allemagne, en effet, la plus grande accessibilité des archives du Geheimes Preußisches Staatsarchiv désormais réunies et conservées à Berlin-Dahlem, ainsi que celles des communautés est-allemandes filmées et consultables dans les Archives de l'Église française de Berlin au *Gendarmenmarkt*, laissent entrevoir un regain d'intérêt, notamment pour les petites colonies rurales dont l'évocation, en particulier linguistique, pourra faire l'objet de comparaisons avec celles des villes.

Dans sa brève préface, Ph. JOUTARD, mesurant le chemin parcouru, souligne tout l'intérêt que peuvent présenter de nouvelles perspectives privilégiant les comparaisons entre les évolutions dans les différents pays d'accueil, en tenant compte à la fois des différentes catégories socio-professionnelles et régions d'origine pour analyser les mécanismes de l'intégration et les changements de mentalité et d'identité collective, afin d'établir une véritable typologie de ce phénomène migratoire, replacé dans le cadre très pertinent de l'histoire des diasporas.

Dans son introduction, E. BIRNSTIEL retrace brièvement quelques étapes de l'historiographie, notamment dans sa dimension apologétique ou hagiographique. M. YARDENI prolonge ses travaux antérieurs en privilégiant davantage ce qui restait commun aux Huguenots du Désert et du Refuge. F. CHAMAYOU éclaire dans son étude comparative (Angleterre, Écosse, Irlande) un Refuge éclaté. H. BOTS souligne tout en révisant à la hausse ses effectifs, les conditions très favorables du Refuge dans les Provinces-Unies. F. DAVID innove dans sa contribution consacrée à la démographie historique du Refuge berli-